

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 124.

Sonntag, 30. Mai.

1915.

## Um die Beute.

(I. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

„Na, jetzt hast du ja, Gott sei Dank, wieder ein bißchen Farbe, meine kleine Martha“, sagte der Oberstleutnant scherzend. „Hast du den Schrecken nun wirklich ganz verwunden?“

Er mochte ihr wohl doch noch ein wenig in den Nerven nachzittern, aber sie konnte wieder lächeln. „Gewiß, lieber Vater, es ist schon halb vergessen. Aber in Zukunft werde ich vorsichtiger sein.“

„Das will ich hoffen, denn an der nötigen Vorsicht hast du's bis jetzt leider oft genug fehlen lassen — und nicht bloß im Straßenge dränge. Du weißt wohl, Kind, wie ich's meine.“

Martha von der Seyde nickte und sah in warmer Bärlichkeit zu ihm auf. „Soldatenblut, Väterchen! Ich fürchte, daß es mir schwer fallen wird, mich von Grund aus zu bessern.“

Niobkosen legte der alte Offizier seine Hand auf die ihre. „Von Grund aus — nein, das verlange ich gar nicht. Eine kleine Portion Wagemut kann schließlich auch einem Mädchen nicht schaden. — Übrigens, wenn es erlaubt ist, zu fragen: haben auch Sie der Armee angehört, Herr — Herr? Verzeihung, Ihr Name war mir vorhin nicht ganz verständlich.“

„Lyncker“, sagte der junge Mann, indem er wie in plötzlicher Verwirrung die Augen niederzuschlug, halblaut und mit einer etwas hofröndlichen Gestalt, „Herbert Lyncker. — Nein, ich bin nicht Soldat gewesen, Herr Oberstleutnant. Meine Kurzsichtigkeit hat mich leider daran gehindert.“

„So — so! Lyncker — sagen Sie? Vielleicht aus der bromischen Familie dieses Namens?“

Der Gefragte studierte noch immer das eingewebte Muster des Damaststichtuches. „Aberdings. Meine Verwandten hatten einst ihren Wohnsitz in Bremen; aber sie sind nicht mehr am Leben.“

Das Gesicht des Oberstleutnants hatte einen sünden Ausdruck angenommen, wie das eines Menschen, vor dessen Seele ein Zufall plötzlich liebe alte Erinnerungen aufsteigen läßt. „Merkwürdig“, sagte er. „Fast möchte ich glauben, Herr Lyncker, daß wir einander heute nicht zum ersten Male im Leben sehen. Aber wenn es wirklich so ist, können Sie sich dessen selbstverständlich nicht entsinnen. Denn es müßten dann schon zwanzig und eilf Jahre seit unserer ersten Begegnung vergangen sein. Ich war eben erst Hauptmann geworden, als ich ein paar Wochen lang gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthalts in Bremen in dem gastlichen Hause eines Konsuls Lyncker verkehrte. Der Herr hatte, soweit ich mich erinnere, keine Kinder, aber einen kleinen elternlosen Neffen. Mein Gedächtnis müßte mich ganz gewaltig täuschen, wenn der nicht auf den Namen Herbert gehört hätte. Es wäre ja prächtig, wenn Sie dieser kleine Herbert gewesen wären.“

Der junge Mann lächelte. Aber es war ein merkwürdig gezwungenes Lächeln. „In der Tat, Herr Oberstleutnant — der Konsul Lyncker war mein Oheim.“

Der alte Herr war über seine unerwartete Entdeckung sichtlich aufrichtig erfreut, und der Retter seiner Tochter war ihm jetzt, wo er die Gewißheit hatte, den Abkömmling einer sehr angesehenen und ihm überdies höchst sympathischen Familie vor sich zu sehen, fast wie ein lieber, vertrauter Freund. War bisher bei aller Freundlichkeit doch immer noch eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung in seinem Benehmen gewesen, so gab er sich nun mit herzlichster Offenheit, und es war seltsam genug, daß die Zurückhaltung jetzt eher auf Seiten des Herrn Herbert Lyncker zu sein schien.

Er hatte nur hier und da ein fast verlegen Klingen des Ja oder Nein, als der Oberstleutnant seine Erinnerungen an das gastliche Lynckersche Haus austrante, und ein mißtrauischer Beobachter hätte beinahe den Eindruck gewinnen können, daß es ihm sehr willkommen war, als das Gespräch sich auf andere Dinge lenkte.

Martha hatte sich wenig an der Unterhaltung beteiligt, und nachdem man etwa eine Stunde in dem Restaurant zugebracht, war sie es, die ihren Vater durch eine halblaute Bemerkung zur Heimkehr mahnte.

Der Oberstleutnant fügte sich sofort ihrem Willen; aber während er sich zum Ausbruch rüstete, gab er dem neuen Bekannten abermals einen Beweis seines Wohlwollens, indem er sagte: „Wir wohnen Elisenstraße 71, und ich werde mich aufrichtig freuen, wenn Sie uns gelegentlich das Vergnügen machen, uns zu besuchen, schon um der lieben Erinnerungen willen, die für mich mit Ihrer Person verknüpft sind. Aber Sie müssen sich auf ein einfaches Haus gefaßt machen und auf eine bescheidene Gastfreundschaft, denn wir betrachten unseren Aufenthalt in der Hauptstadt nur als einen vorübergehenden und haben uns demzufolge nicht auf gefälligen Verkehr eingerichtet.“

Herbert Lyncker verbeugte sich tief und sprach ein paar Worte ehrerbietigen Dankes für die freundliche Einladung.

„Ohne Umstände also, mein Lieber!“ fuhr der Oberstleutnant fort. „In den Nachmittagsstunden finden Sie mich beinahe immer zu Haus. Aber vielleicht leben auch Sie nicht dauernd in diesem schrecklichen Babel? Haben Sie Ihren Wohnsitz noch in Bremen?“

Der Gefragte schüttelte verneinend den Kopf. „Ich habe mich während der letzten Jahre fast immer auf Reisen befunden und mich nirgends länger als ein paar Monate aufgehalten.“

„Ein Leben, um das man Sie beneiden könnte. Ich hatte geglaubt, daß der kinderlose Konsul seinen Neffen zum Erben der alten angesehenen Firma bestimmt habe.“

„Das mag auch in seinen Wünschen gelegen haben, aber ich taugte nicht recht für den kaufmännischen Beruf, und die Verhältnisse in Bremen waren mir zu eng.“

„Das Haus Lyncker hat also aufgehört zu bestehen?“

„Die Firma ist mit dem Tode meines Oheims erloschen, und von der Familie ist niemand mehr am Leben außer mir.“

„Schade um den lieben prächtigen Herrn! Aber das ist freilich der Lauf der Welt, und auch ich bin ja inzwischen ein alter Knabe geworden.“

Sie waren auf die Straße hinausgetreten, und der Oberstleutnant, der eine Droschke herangewinkt hatte, reichte dem jungen Manne zum Abschied die Hand.

„Sie werden sich also bald einmal sehen lassen?“ fragte er. „Nicht nur als der Ketter meiner Tochter, sondern auch als Bernd Nynders' Nefte werden Sie mir immer willkommen sein.“

Der junge Mann erwiderte den soldatisch kräftigen Gändedruck und verbeugte sich tief gegen Martha. Dann bestiegen Vater und Tochter den Wagen, und der Zurückbleibende blickte ihnen nach, solange er das Gefährt noch zu sehen vermochte.

Langsam ging er alsdann in der Richtung nach der inneren Stadt davon. In einem sehr einfach aussehenden Hause stieg er beim Lichte eines Wachskerzens bis in das dritte Stockwerk empor. An der Tür, die er mit dem aus Tasche gezogenen Schlüssel öffnete, war eine Visitenkarte befestigt. Aber nicht Herbert Nynder war darauf zu lesen, sondern sie trug den Namen Paul Grevenberg.

### Zweites Kapitel.

Ganz so einfach, wie man es nach seiner Versicherung hätte vermuten müssen, war die Behausung des Oberstleutnants freilich nicht. Die Möbel und Bilder zwar sahen einigermaßen altfränkisch aus und mochten auch in den Tagen ihres Glanzes nicht gar zu kostbar gewesen sein, aber eine Fülle von kleinen Kunstwerken chinesischen und japanischen Ursprungs, die den vier Zimmern der Mietwohnung fast das Aussehen eines ethnographischen Museums gaben, ließen die eigentlichen Einrichtungsstücke für das Auge des Beschauers weit zurücktreten, so daß man trotz ihrer Einfachheit den Eindruck empfangen mußte, sich in dem Heim eines zugleich wohlhabenden und kunstsinigen Sammlers zu befinden.

In der Tat hatte Herr von der Heyde seit vielen Jahren einen beträchtlichen Teil der Einkünfte aus seinem bescheidenen Privatvermögen der Befriedigung seiner Liebhaberei für die kunstgewerblichen Erzeugnisse des fernen Ostens geopfert, und was er da in unermüdbarem Eifer an Waffen und Stoffen, sowie namentlich an Bronzegefäßen zusammengebracht hatte, mochte wohl ein recht ansehnliches Kapital repräsentieren.

Neuerdings freilich hatten erhebliche Verluste, die er durch den Zusammenbruch eines industriellen Unternehmens und den gewaltigen Kurssturz der in seinem Besitz befindlichen Aktien erlitten, ihn genötigt, die Ankäufe für seine geliebte Sammlung einzustellen. Es geschah auch wohl nur aus diesem Grunde, daß er sehr ernsthaft mit der Absicht umging, seinen Wohnsitz aus der teuren Residenz wieder in irgendeine Provinzstadt zu verlegen.

Es war ungefähr zwei Wochen nach jenem Konzertbesuch, der für Martha von der Heyde leicht einen so verhängnisvollen Ausgang hätte nehmen können, als der Oberstleutnant zu später Nachmittagsstunde in seinem Arbeitszimmer mit gefurchter Stirn und finster blickenden Augen einem ganz in Tränen aufgelösten weiblichen Wesen gegenüberstand.

Die junge Frau, denn eine solche mußte sie ihrem Aussehen wie ihrer Kleidung nach sein, war noch in Gut und Straßenjäckchen, so wie sie vor einer Stunde gekommen war. Sie hatte sich mit dem Oberkörper über die Sofalehne geworfen und das Gesicht in ihrem Taschentuch verborgen. Ein heftiges Schluchzen schüttelte ihren Körper.

„So höre doch endlich auf zu weinen, Magdalene“, sagte der Oberstleutnant nach einem längeren Schweigen. „Du hörst, daß ich auferstande bin, dir oder vielmehr deinem verschuldeten Mann zu helfen. Alle deine Tränen können daran nichts ändern. Es ist mir überhaupt unbegreiflich, wie du mich für reich genug halten kannst, einem solchen Ansinnen zu willfahren. Dreißig-

tausend Mark — ich besitze nicht den zehnten Teil davon in flüssigem Gelde.“

„Aber du hättest es in diesen drei Tagen flüssig machen können, Onkel, wenn es nur dein Wille gewesen wäre.“

„Ja, ich hätte es vielleicht flüssig machen können, indem ich ein Darlehen auf meine Lebensversicherung aufnahm. Aber weißt du auch, was ich damit getan hätte? Ich hätte mein Kind um einen großen Teil des Kapitals bestohlen, das es demaleinst vor Not und Elend schützen soll. Könntest du mir im Ernst zumuten, eine so unverantwortliche Handlung zu begehen?“

„Erwald würde dir das Geld ja wiedergegeben haben, Onkel! Er ist so fest entschlossen, rechtschaffen zu arbeiten. Wenn wir nur jetzt vor dem Außersten bewahrt bleiben, werden sich unsere Verhältnisse gewiß bald wieder zum Besseren wenden.“

„Nein!“ unterbrach sie der Oberstleutnant hart. „Du belügst dich selbst, wenn du dir einredest, daran zu glauben, und ich würde dieser ewigen Lüge nicht länger Vorschub leisten, auch wenn ich's könnte. Du weißt, daß ich dir schon zweimal beigestanden habe, aber du weißt auch, daß ich dir beim zweiten Male sagte, es würde nie wieder geschehen. Damals gab ich dir den Rat, dein Schicksal von dem des Unwürdigen zu trennen, den du gegen meinen Willen und allen vernünftigen Vorstellungen zum Trotz geheiratet hastest. Ich sagte dir, daß du mein Haus jederzeit als eine sichere Zufluchtsstätte offen finden würdest. Du hast es verschmäht, meinen Rat zu befolgen. Nun ist es gekommen, wie ich dir vorausgesagt, und nun mußt du tragen, was du dir selbst bereitet hast.“

(Fortsetzung folgt.)



### Aus der Kriegszeit.

Drobin, 17. Februar 1915.

Ihr werdet es später genauer lesen,  
Wenn erst des Krieges Geschichte geschrieben,  
Bei Drobin in Polen ist es gewesen,  
Und viele Wadern sind dort geblieben,  
Deren Namen nur kurz die Verlustlisten melden,  
Doch jeder einzelne zählt zu den Helden.

Wir hatten den Russen mit scharfem Schwert  
Den Eintritt in unser Westpreußen verwehrt,  
Wir hatten sie von der Grenze vertrieben,  
Sie mit blutigem Wesen nach Osten geführt,  
Und Teile von ihnen ganz aufgerieben,  
Doch, als bis Drobin wir gekommen waren,  
Im jubelnden, raschen Siegeslauf,  
Da mochten sie Warschens Lore auf  
Und warfen entgegen uns neue Scharen,  
So gruben wir uns zur Verteidigung ein:  
„Nach Westpreußen lassen wir keinen hinein!“

Die Nacht war ruhig — nur Vorposten knallen,  
Wie wir es alle schon lange kennen,  
Wenn rings die umstrittenen Dörfer brennen  
Und immer noch einzelne Schüsse fallen;  
Das haben wir sieben Monde gehört,  
So lang, daß es unsern Schlaf nicht mehr stört. —

Doch als früh überm Feld die Nebel locken,  
Da kam der Russe in dicken Kolonnen,  
Und hat unsern Vorposten schnell durchbrochen,  
Und Drobin mit fünffacher Zahl genommen.  
Da knallt es an allen Ecken und Enden,  
Ein heißer Kampf ist es, Mann gegen Mann,  
Ein jeder versucht, das Schicksal zu wenden,  
Stürmt gegen die feindlichen Massen an.

Doch manchen traf es. — In einem Quartier  
Steht abseits ein Artillerieoffizier,  
Und eh' er zur Waffe greifen kann,  
Umstellt ihn der Feind wohl mit hundert Mann,  
Er kann nicht mehr kämpfen um Freiheit und Leben,  
Er muß sich mit knirschenden Fäusten ergeben,  
Wenn er auch fast vor Mut ersticht,  
Er ist von der Übermacht erdrückt.

Mit andern, die sie gefangen haben,  
Schleppen sie ihn in den feindlichen Graben,  
Und zur Beobachtung der zwanzig Mann  
Stellen sie dreißig Russen an.  
Da liegen sie nun mit geballter Faust,  
Während die Herzen nach Kampf und nach Sieg verlangen,  
Sie hören, wie die andern fechten,  
Und haben selbst kein Schwert in der Rechten,  
Weiter tobt der Kampf in dem Ort,  
Sie hören Schreien, sie hören Hurra!  
Gewiß! Unterstützung, Hilfe ist da.  
Der Lärm wird lauter, kommt näher, ist nah. —

Schon schleicht sich leise ein Wachtmann fort, —  
Plötzlich steht aufrecht der Hauptmann da. —  
Reißt dem nächsten Russen das Gewehr aus der Hand,  
Streckt ihn mit wuchtigem Hieb in den Sand:  
„Kämpft. Kameraden, die Hilfe ist nah! —  
Das lassen sie sich nicht zweimal sagen,  
Sie packen die Russen am schmerzigen Krage,  
Und ehe der Feind zum Bewußtsein gekommen,  
Haben die Gefangenen ihn selber gefangen genommen.  
Fünf schlagen sie tot, fünf andere fliehen,  
Und weiter tobt der Kampf um Drobin.

In Feindes Rücken die kleine Schar,  
Sendet aus russischen Gewehr nun Schuß um Schuß,  
Und der Gegner, der langsam weichen muß,  
Sieht hinter sich plötzlich neue Gefahr.  
Da fliegen die russischen Hände empor,  
Da warfen sie die Gewehre fort. —  
Und was eindrang in dem polnischen Ort,  
Der Russe auch an Gefangenen verlor,  
Zweitausend zogen in langen Reiß'n  
Zwei Tage später in Westpreußen ein.  
Und zehne zogen hinter sich her  
Je ein eignes verlorenes Maschinengewehr.  
Sie dachten wohl anders nach Deutschland zu zieh'n. —  
Die halben Steger am Tag von Drobin.

Und wußt ihr nun wissler, wer es war,  
Der die andern ermutigt in schwerster Gefahr,  
Der zu neuem Kampf die Seelen entfacht,  
Der selber gefangen, Gefangne gemacht,  
Es war, damit ihr zu Hause es wißt,  
v. Ondarza, der Garde-Feldartillerist.

#### b. Bobektiß.

Der Windmühlensflügel. Ein abenteuerliches Kriegerlebnis,  
das auf die strapasselose Art, wie die Russen Spionage  
treiben, ein grelles Licht wirft, erzählt Leonhard Schridel im  
nächsten Heft der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stutt-  
gart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“: „Wir  
sind die Nacht hindurch marschiert, um die Russen, die, wie  
gewöhnlich gut verschleiert und bis über die Ohren eingegraben  
in Verteidigungsstellung liegen, am Morgen zu überrumpeln  
und durch einen Sturmangriff zu werfen. Todmüde langten  
wir gegen 4 Uhr an dem uns zugewiesenen Höhenrücken an,  
den wir, ohne auf Widerstand zu stoßen, besahen. Vor uns,  
auf der letzten Höhe, steht eine Windmühle, von der aus sich  
beim Aufdämmern des Morgens die feindliche Stellung vor-  
züglich überblicken lassen muß. Also in die Mühle, um die  
günstige Stunde zu erwarten. Aber natürlich ist alles sehr  
verschlossen und verhängt, und es findet sich niemand, der uns  
auf unser höfliches Klopfen öffnete. Auch ein barscher Ein-  
lassbegehrt hat nicht den gewünschten Erfolg. Da öffnen ein  
paar Kolbenstöße den Weg ins stockfinstere Haus. Wir treten  
ein, schließen die Tür hinter uns und leuchten vorsichtig mit  
unserer Taschenlampe in den Flur. Liegt eine junge Frau  
vor uns auf dem Boden, bleich, am ganzen Leibe zitternd.  
Hände und Füße sind ihr zusammengebunden, und nur mit  
genauer Not bringt sie ein „Gottlob, Deutsche . . .“ zustande,  
dieses Abbild des Jammers. Hundert Fragen springen auf  
unsere Lippen, aber die Halbbohmachtige kommt uns zuvor.  
„Geht . . . Meinen Mann haben sie aus dem Bett gerissen . . .  
Oben am Mühlensflügel hängt er, dranhin in der Nacht, tod-  
krank . . . Erbarmt euch . . .“ Einen Augenblick stehen wir  
betroffen und unschlüssig. Steht da Verbal dahinter? Eine  
Falle? Spielt hier wieder ein Schuft Komödie? Nein. Diese  
Frau leidet. Leidet unmenslich. Die grimmigste Not hat  
ihre Spuren in dies blutleere Antlitz gegraben. Diese furcht-  
bare Qual ist nicht geheuchelt! Und während einige sich  
niederbeugen, die das Fleisch zerschneidenden Stricke zu lösen,  
laufen zwei oder drei von uns hinaus, dem angeblich an den  
Mühlensflügel gebundenen Müller aus seiner verzweifelten

Bloge zu helfen. Und was unglaublich schien, erweist sich als  
Wahrheit: hoch oben am steilrecht aufragenden Gestänge röhrt  
in seinen Fesseln ein Mensch. Jetzt wird, alle Kraft und  
Kunst aufbietend, unter dem Beistande der herbeilastenden,  
fliegenden Frau das Mühlwerk in Bewegung gesetzt; und so  
gedreht, daß der halbtoide Müller erreichbar wird. Ein paar  
Messerschritte und er ist frei, das heißt, er sinkt zu Boden,  
während sich die Frau über ihn wirft. Auch ein Wieder-  
sehen. . . . Aber der Krieg macht hart und zwingt zu raskem  
Handeln. Da es anfängt, leise zu dämmern, müssen wir die  
Frau gewaltsam zur Seite schieben, tragen den Mann ins  
Haus auf sein Bett und gehen daran, durch die Lücken der  
Fensterläden unsere Beobachtung aufzunehmen. Noch liegen  
mächtige Schatten verhüllend über den Feldern; erst nach ge-  
wässer Weise gelingt es, eine feine, noch undeutliche, ins  
wehende Brieslicht zerfließende Linie wahrzunehmen, die einen  
der russischen Schützengräben darstellen könnte. Mit ange-  
spannten Sinnen stehen wir und spähen aus. Ungeduldig.  
Hochlopfenden Herzens. Noch ein halbes Viertelstündchen,  
trau, noch ein, zwei Minuten, nein, Sekunden noch — und  
wir werden völlige Gewißheit haben, wo sich und wie sich der  
Versteck spielende, der offenen Schlacht immer wieder aus-  
weichende Gegner verschauelt hat; von welcher Seite her er am  
erfolgreichsten anzugreifen ist. Noch einen halben Augen-  
blick, dünkt uns, dann wissen wir, was wir wissen wollen, und  
dann Meldung zurück — und dann drauf mit Hurra! Ehe  
wir jedoch den Gedanken zu Ende gedacht und ehe der Augen-  
blick dahingezogen, jagen Granaten in unsere Mühle, töten  
zwei unserer Kameraden und treiben uns von dannen. Ver-  
rat. Etwas anderes ist unmöglich. Und so schleppen wir  
kurzerhand, aller Gefahr ungeachtet, die Verräter mit, uner-  
bittlich gegen ihr Klagegeschrei und Gewinsel. Spione? Nein.  
Aber Spionengeräte. Das alsbald angestellte kurze Ver-  
hör ergibt folgendes: Ein Schwager des Müllers war gestern  
gekommen, den Mann und die Frau zu bereben, daß sie aus  
der günstigen Lage der Mühle Kapital schlagen und dem  
russischen Kommandierenden sich zu Meldebediensteten anbieten  
sollten. Er versprach 50 Rubel, wenn sie die etwaige Ankunft  
der Deutschen bei der Mühle durch Umstellung der Mühlen-  
arme verraten würden. Als sie sich dessen gewieigert — lag  
der Müller doch krank und fiebernd im Bett —, ging er, haulte  
kurzerhand drei Mühlensflügel im oberen Teil ab, über-  
wältigte dann die Frau, band ihr Hände und Füße, den Mann  
durch einen Revolver auf die Lagerstatt zurückschreckend, machte  
sich endlich über den Müller her, trug ihn hinaus und schnürte  
ihn an den unangestrichelten vierden Flügel fest, den er nach  
oben drehte. Daß kein Russe mehr die Gegend passierte, des  
durste er gewiß sein; ebenso sicher war, daß kein Russe sich  
damit aufhielt, den Müller aus seiner lustigen Höhe herab-  
zuholen; wenn das geschah, dann geschah es durch Deutsche,  
und dann wurden die Arme der Mühle wieder gedreht und  
einer der abgedeckten stand danach nach oben, einer, dessen  
Seitenbalken also gen Himmel ragten, ein weißes erkenn-  
bares Zeichen. Es soll nicht behauptet werden, daß die russi-  
schen Offiziere diese Art „Nachrichtendienst“ eingerichtet haben  
oder auch nur um die Sache wußten; es ist wahrscheinlich,  
daß der saubere Herr Schwager, zweifellos ein als Spion  
dienender Schurke, diesen Trick auf eigene Faust angewandt,  
sich seinen Schandlohn von vielleicht 100 oder 200 Rubel ver-  
dienend — aber gerade damit ist bewiesen, was wir behaupten:  
daß die russischen Spione jener trüben Gesellschaft von Halb-  
asiaten angehören.“

Arztmangel im Krimkrieg und im italienischen Kriege.  
Die elenden sanitären Zustände im Krimkrieg und in dem  
italienischen Kriege von 1859 erfahren durch eine Zusammen-  
stellung der „Nature“ eine interessante Beleuchtung. Kran-  
reich verlor in der Krim fast ein Drittel seines ganzen Heeres,  
von 300 000 Mann 95 615, von denen etwa 75 000 an In-  
fektionskrankheiten in den Lazaretten starben. Die Folgen  
der Operationen waren furchtbar: von 100 an der Hüfte Ope-  
rierten starben in der Krim 91, in Italien 76, und bei Arm-  
Amputationen betrug die Zahl der Todesfälle etwa 55 von  
100. Das vorhandene Sanitätspersonal war eifrig bemüht,  
seine Pflicht zu tun, aber die Organisation des Sanitäts-  
dienstes versagte völlig, es fehlte an Ärzten, an Lazaretten  
und Medikamenten. In der Krim kamen im Mai 1855 auf  
ein Heer von 108 000 Mann kaum 73 Kruppenärzte und Feld-  
ärzte, d. h. also ein Arzt auf nicht weniger als 1400 Soldaten.  
In Italien kamen im Juni 1859 auf 100 000 Soldaten etwa  
132 Ärzte. Bei Magenta mußte also jeder Feldarzt im  
Durchschnitt 175 Verwundete behandeln, bei Solferino 500.  
Auch bei einer ununterbrochenen Arbeitszeit von 20 Stunden  
konnte also ein Arzt für jeden Patienten nur eine Behand-  
lungszeit von 3 Minuten übrigbringen.

# Schach

Alle die Schachzeitschrift betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

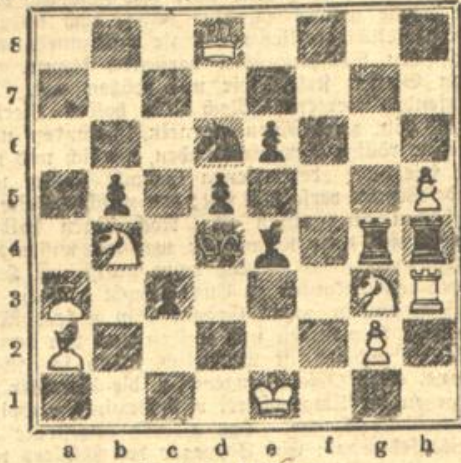
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 30. Mai 1915.

Aufgaben.

Nr. 337. H. Mendes da Costa in Amsterdam.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 338. W. Pauly in Bukarest.  
Kh5, Da5, Be5. — K d3, Bd4 c4 f7.  
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 126 (Spanisch).

Die nachstehende Partie entnehmen wir dem kürzlich erschienenen zweiten Bande der „Schachmeisterpartien des Jahres 1914“, herausgegeben von B. Kagan. (Verlag von B. Kagan, Berlin N. 4, Wöhlertstraße 20.) Die Glossen stammen von Dr. Berthold Lasker.

Weiß: Dr. Tarrasch. — Schwarz: E. Post.

- |              |             |             |
|--------------|-------------|-------------|
| 1. e2—e4     | 15. e3×d4   | L d5—c4     |
| 2. Sg1—f3    | 16. Lc2—e4  | D d8—d7     |
| 3. Lf1—b5    | 17. T f1—e1 | 0—0         |
| 4. Lb5—a4    | 18. D d1—h5 | g7—g6       |
| 5. 0—0       | 19. D h5—h4 | f7—f5       |
| 6. d2—d4     | 20. e5×f6   | T a8—e8     |
| 7. La4—b3    | 21. Lc1—h6  | T f8—f7     |
| 8. d4×e5     | 22. b2—b3   | D d7—e6     |
| 9. c2—c3     | 23. b3×c4   | S c6×d4     |
| 10. S b1—d2  | 24. Te1—e3  | D e6×f6     |
| 11. L b3—c2  | 25. D h4×f6 | T f7×f6     |
| 12. S d2—e4! | 26. Le4—d5† | S d4—e6     |
| 13. Se4×c5   | 27. Ta1—e1  | Aufgegeben. |
| 14. Sf3×d4   |             |             |

<sup>1)</sup> Dieser Zug, so natürlich er aussieht, führt merkwürdigerweise zum Verlust. — <sup>2)</sup> Die Beseitigung des Sc5 legt den Angriff auf der Diagonale e4—a8 offen. Die Tücke der Stellung wird offenbar, wenn man den Schwarzen statt des Textzuges 12. . . ., de spielen läßt. Nach 13. Sc5×, D d1× 14. T d1×, Lc5× 15. Le4, L d7 scheint Schwarz sogar überlegen zu stehen, aber 16. Sg5! und Schwarz ist hilflos.

Auflösungen:

- Nr. 332 (2 Züge). 1. Ta1.  
Nr. 333 (3 Züge). 1. Tb4, L×d4 2. c5; 1. . . ., L×b4  
2. Sf3†; 1. . . ., Kd6 2. Sb5†; 1. . . ., T×f7 2. De3†;  
1. . . ., ∞ 2. Dg3†.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., Max Deubert und Fritz Wirth in Wiesbaden.

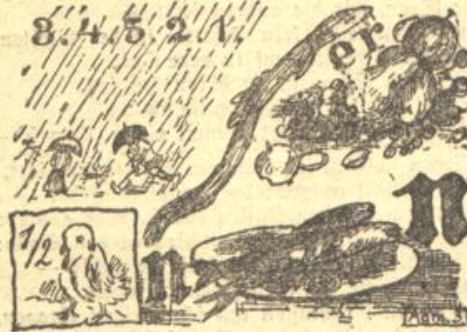
Briefkasten.

K. W. Bei Nr. 332 scheidet 1. Sf8 u. a. an d5—d4. Sie haben offenbar den schwarzen Bauer auf h2 übersehen. — L. T. Der König kann ebenfalls schlagen. Natürlich darf er sich dabei nicht selbst Schach geben.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Tasso, Kette, Halt, Meier, Eulen, Birne, Robe, Anker, Zaun, Schrein, Zink, Leier, Ruh, Alm.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden, jedoch so, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang einen im jetzigen Krieg zu besonderer Bedeutung gelangten Teil der Kriegsmacht benennen.

Scherzrätsel.

Es sprach der Grey, — O jeh! O jeh! —  
Zu Mister French: Uns traut kein Mensch.  
Wir lügen zu 1; s' ist gar nicht 2!  
Wahrhaftig, mir ist nicht wohl dabei.  
Die Deutschen hauen zu mörderlich,  
Das geht mir wirklich gegen den Strich!  
Zu opfern britisches Blut und Gut  
Fortwährend der Deutschen zähem Mut.  
Wozu ward Rußland und Frankreich gehetzt,  
Wenn's für uns selber Keile setzt!

Der French sprach schlaun Angesichts:  
„Ich denke, verloren ist noch nichts!  
1 2 geht Italien auf den Leim,  
Dann bleiben mit Gut und Blut wir daheim.  
Die andern mögen sich lassen verkeilen,  
Wir kommen dann nur zum Beuteteilen.“

Herr Grey ist doch nicht von Sorge frei.  
Er murmelt seufzend: 1 2 nur, 1 2!

-li.

Schieberätsel.

Dankbarkeit  
Blütenmonat  
Pauline  
Acosta  
Schankwirt

Die Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, derart untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen einen deutschen Feldherrn und einen deutschen Staatsmann benennen.

Scharade.

Das Erste kommt aus der Erde,  
Das Zweit' und Dritte kommt auf die Erde.  
Aber das Ganze —  
Prächtig blühende Pflanze.

-li.

Umstellrätsel.

In London bereitet's das eine Wort,  
Daß ihnen was fällt auf das andre Wort.  
Hoch aus der Luft herabgesandt  
Von der gefürchteten Deutschen Hand.

Und mengst von dem einen und andern Wort  
Die Zeichen du gut durcheinander, sofort  
Wird dir dann sicherlich auch klar,  
Was ihnen gilt als Hauptgefahr.

-li.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 237.

Bilderrätsel: Motorbatterien. — Abstrichrätsel: Pfingsten.  
Füllrätsel: Pfeil, Angst, Genie, Idiom, Schaf, Mütze,  
Neger, Abend (Pfingsten im Schützengraben). — Rätsel:  
Pfingstgruß (Pfau, Ring, Ast, England, Ruß).

# Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage  
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

Nr. 11.

## Phantasia.

Von Hugo Lerch.

(Nachdruck verboten.)

**T**herese, das älteste von den in den sommerlichen Anlagen der Stintfanghöhe spielenden Kindern, war zuerst auf den guten Einfall gekommen, Mutter und Kind zu spielen, und die andern Kinder, die Spielgefährten, hatten ihr begeistert und hoffnungsfroh zugestimmt.

„Hier ist Platz!“ rief Therese eifrig. „So, ich will die Mutter sein!“

„Nein, laß mich die Mutter sein“, meinte Charlotte, die, nach dem Alter gerechnet, erst an dritter Stelle unter der fünfköpfigen Kinderschar kam, die aber, wenn man als alleinigen Maßstab die Größe und die körperliche Entwicklung gelten lassen wollte, den ersten Platz einzunehmen berechtigt war.

„Nein, ich will die Mutter sein!“ erwiderte Therese eigensinnig.

„Und wer soll der Papa sein?“ meinte Charlotte, die hellen, grauen, lieben Kinderaugen von dem einen auf den andern richtend.

Das war nur eine große, schwer zu beantwortende Frage. Keines der Kinder getraute sich so recht, die wichtige Rolle eines Familienvaters zu übernehmen. Aber als Therese mit sehr ernsthafter und ausdrucksvoller Miene sagte, daß der Papa die ungezogenen Kinder bestrafen dürfe, wollten gleich alle die Rolle eines Familienvaters übernehmen. Therese, die sich als Mutter natürlich einen Gatten wählen durfte, gab Charlotten den Vorzug.

„So, nun still! Charlotte soll der Papa sein!“

„O“, sagte die kleine blonde Klara hochnäsiger, „Charlotte hat ja gar keinen Papa. Charlotte weiß ja gar nicht, was ein wirklicher Papa immer tun muß.“

„Weißt du das denn etwa besser?“ meinte Therese ärgerlich.

„Gewiß, weiß ich es besser! Du denkst wohl, ich bin noch so dumm, wie im vergangenen Jahr? Nein, meine Tante sagt, ich wär für mein Alter viel zu klug. Wenn mein Papa mittags nach Hause kommt, geht er gleich in die Wohnstube und legt sich aufs Sofa. Meine Mama ist dann noch in der Küche und kocht das Essen. Und wenn es meinem Papa zu lange dauert, geht er in die Küche und schilt mit meiner Mama. Und wenn er mit dem Schelten gar nicht aufhören will, dann weint meine Mama.“

„Dein Papa schilt und deine Mutter weint?“ fragte Therese verwundert. „Nein, meine Mama weint nie. Das hätte sie schon lange verlernt, hat sie einmal zu Frau Müller gesagt. Wenn Papa sie ausschilt, dann geht sie einfach zu meiner Großmutter. „Schimpf mit den Wänden, Willi!“ sagt sie dann und macht schnell, daß sie wegkommt. — Na, Charlotte ist also der Papa. Und 'ne Tante und

zwei Kinder müssen wir auch haben, sonst macht es keinen Spaß.“

„Aber ich will kein Kind sein!“ meinte Mimi, die Kleinste und Jüngste.

„Warum denn nicht?“ erkundigte sich Charlotte. „Kind sein ist ja gerade schön. Meine Mama sagt, Kinder haben keine Sorgen; die Kinderzeit ist die schönste Zeit im ganzen Leben.“

„Ich will aber kein Kind sein. Wenn ich Kind bin, muß ich immer was einholen und in die Schule gehen. Und wenn ich nach Hause komme, schlägt Therese mich; und ich bin vielleicht gar nicht ungezogen gewesen. Nein, ich will kein Kind sein! So dumm bin ich nicht!“

„Du mußt ein Kind sein“, sagte Therese bestimmt. „Du und Klara — ihr seid die kleinsten; ihr müßt die Kinder sein. Und Hermine ist unsere Tante. Die darf aber bei uns nicht wohnen; die muß sich eine andere Wohnung mieten. Wohl im Stift, wo alle die alten Frauen wohnen.“

„Nein, solche alte Tante will ich nicht sein!“ meinte Hermine. „Die alten Tanten sind immer so unfreundlich und bringen für die Kinder nichts mit. Mein Papa mag die alten Tanten auch nicht leiden. Nein, im Stift will ich nicht wohnen. Weißt du was, Therese? Ich bin wohl deine Schwester. Du bist schon lange verheiratet, und ich hab' nun wohl auch einen Bräutigam, der mich bald heiraten will. Ist das nicht fein? Und wenn es Sonntag ist, dann besuch' ich euch wohl mit meinem Bräutigam, und ihr müßt uns wohl Kaffee und Kuchen geben.“

„Aber du hast ja gar keinen Bräutigam“, meinte Therese.

Hermine besann sich einen Augenblick. „Therese, ich weiß schon! Ich hol' meinen Bruder runter. Der ist dann wohl mein Bräutigam.“

„Ja, das tu nur“, riet Therese. „Und nachher, wenn du keine Tante mehr sein willst, kann dein Bruder ja Vater werden.“

Hermine lief fort, um ihrem Bruder Bescheid zu sagen. Während dieser Zeit „errichtete“ Therese eine Wohnung.“

Mit ihren Stiefelabsätzen zeichnete sie Striche in den Sand. „So, das ist die Schlafstube“, sagte sie zu Charlotte. Und auf eine niedrige Bank deutend, fuhr sie fort: „Das sind wohl unsere Betten. Mimi ist wohl noch ganz klein. Die schläft im Wagen. Und für Klara kaufen wir eine eiserne Kinderbettstelle für zehn Mark.“

Charlotte wurde sich ihrer Würde als Familienvater voll bewußt. „Zehn Mark?“ wiederholte sie verwundert. „So viel Geld willst du für eine eiserne Bettstelle ausgeben? Denkst du denn, mir wächst das Geld auf dem Rücken?“

Therese zog indessen weitere Striche in den Sand. Es sollte eine große und moderne Wohnung werden. Im besten

Zimmer sollte sogar ein Kronleuchter angebracht werden, und auf alle Fälle durfte das Klavier nicht fehlen.

„Alle Herrschaften haben ein Klavier“, meinte Therese. „Die Herrschaften, bei denen meine Schwester dient, haben sogar zwei Klaviere. Die haben eine große Villa am Hirschgraben und einen Garten mit vielen Obstbäumen. Meine Schwester sagt, die Leute haben so viel Geld, daß sie es an einem Tag gar nicht zählen können. Ist das nicht viel? Wenn mein Papa sein Geld zählt, ist er bald fertig damit.“

„Meine Mutter weiß es immer so“, erwiderte Charlotte. „Die braucht ihr Geld gar nicht zu zählen.“

„Deine Mutter ist ja auch sehr arm“, sagte Therese mit Mitleid. „Sieh, Charlotte, dies ist das Wohnzimmer. Der lange Gang bedeutet den Korridor und hier ist die Etagentür. Dieser Punkt ist die Glocke. Aber keine zum Ziehen, die jeden Tag abreißt. Nein, wir sind feine Leute und haben eine elektrische Klingel mit einem Porzellan-druckknopf.“

„Und wo ist denn eigentlich die Küche?“ fragte Charlotte.

„Die Küche ist hier.“ Therese zog noch immer ernst mit den Stiefelabsätzen Striche in den Sand. „Hier ist der Herd, und das ist wohl der Küchenschränk, und hier steht der Tisch.“

In diesem Augenblick kam Hermine mit ihrem Bruder zurück.

„So, Gott sei Dank, nun hab' ich einen Bräutigam. Nun bin ich wohl keine alte Tante mehr, sondern noch 'ne ganz junge, die sich bald verheiraten will, wie meine große Schwester Martha.“

„O, Hermine, wie bist du dumm! Nun tritt doch nicht in meine schönen Zimmer. Kannst du denn nicht sehen, daß ich hier eine Wohnung gemacht hab'? Bist du denn blind, Hermine? Siehst du denn nicht die dicken Mauern? Und all' die teuren Mobilien aus echtem Aufbaum? Zuerst mußt du überhaupt klingeln. So machen es alle anständigen Leute, wenn sie feine Herrschaften besuchen.“

„Wo soll ich denn wohnen?“

Therese zeigte ihnen einen Platz.

„Aber ich kann doch nicht mit meinem Bräutigam zusammen wohnen?“ meinte Hermine beleidigt.

„Warum denn nicht?“

„Nein, das kann ich nicht. Meine Mama hat auch zu meiner großen Schwester Martha gesagt: solange ihr nicht verheiratet seid, dulde ich's nicht, daß Adolf bei uns wohnt. Therese, weißt du, wie der Bräutigam meiner Schwester heißt? Ich will dir's sagen.“ Hermine umarmte Therese und flüsterte ihr geheimnisvoll ins Ohr: „Adolf Schotenblau.“

„Was hat sie gesagt?“ fragte Charlotte neugierig.

„Nein, das sag' ich dir nicht. Das ist unser Geheimnis, nicht, Hermine?“

„Du bist hinterlistig, Therese. Eine solche Frau, wie du bist, mag ich gar nicht haben. Wenn ich dein Mann sein soll, so mußt du mir alles erzählen. Oder denkst du vielleicht, deine Mama hat Geheimnisse, die sie deinem Papa nicht erzählt?“

„Charlotte, was weißt du davon! Deine Mutter ist ja nur eine Waschfrau und muß bei fremden Leuten in der Küche zu Mittag essen, wo das Dienstmädchen ist.“

„Damit kannst du mich gar nicht ärgern! Dein Vater ist ja auch nur Mauermann.“

„Aber ein Mauermann ist doch noch etwas viel Besseres als so 'ne alte Waschfrau, nicht Hermine? — So, nun ist die Wohnung fertig. Dies hier ist die Küche, und hier geht man in die Badestube.“

„Eine Badestube brauchen wir eigentlich gar nicht.“

„Herrschaften haben alle eine Badestube“, meinte Therese.

„Gewiß“, bestätigte Hermine. „Bei der Herrschaft meiner Schwester ist auch eine große Badestube im Keller. Am vergangenen Sonntag ist meine Mutter mit mir hingegangen, und da hab' ich die feine, weiße Kachelküche

gesehen, die Badestube und auch das Zimmer, wo meine Schwester schläft.“

„Nun prahl' nur nicht! Wo meine Schwester dient, da ist es noch viel feiner! — So, nun müßt ihr aber in eure Wohnung gehen. Nun wollen wir gleich anfangen. Tritt nicht wieder über die Striche, das sind dicke Mauern. Gut, nun läuft der dumme Jung' schon in die Speisekammer. Nun geh' doch nicht in meine beste Stube, Hermine.“

„Adieu, Therese.“

Mimi und Klara saßen auf der niedrigen Lattenbank, die von altem Jasmingebüsch beschattet wurde, und spielten mit ihren Puppen. Da kam Therese auf sie zu und schickte sie zum Einholen. Als Mimi und Klara gegangen waren, setzte sich der Papa aufs Sofa, und die Mama setzte sich neben ihn. Das Sofa bestand aus einem bunten Taschentuch.

„Nun will ich ins Geschäft gehen“, sagte der Papa wichtig. „Ich hab' heute viel zu arbeiten. Vielleicht komme ich zum Mittagessen gar nicht nach Hause.“

„Warum denn nicht?“ fragte die Mama.

„Das ist eine böse Geschichte. An meinem Kontor ist einer, den ich nicht leiden mag. Von einem andern hab' ich gehört, dieser Mensch will mich von meiner schönen Stellung wegbeißen. Ich arbeite fleißig, damit ich meine Sachen stets zur rechten Zeit fertig hab', dann kann mir niemand etwas sagen. Lieber geh' ich mal nicht zu Tisch.“

„Woher weißt du das alles?“ erkundigte sich Therese leise mit dem unerfreulichen Bewußtsein, ihre Rolle unterbrochen zu haben.

„Das hat früher mein Papa zu meiner Mama gesagt. Und meine Mama meint, meinem Vater ist ein großes Unrecht geschehen, von dem niemand etwas wissen will. Mein Vater ist ganz traurig geworden, weil der Mensch ihn doch weggebissen hat und er keine Arbeit wiederbekommen konnte. Meine Mama hat mir neulich erzählt, dreizehn Monate lang ist er nach einer Stellung gelaufen. Schließlich hat er im Hafen Streikbrecher gespielt und Kleesaatfäcke geschleppt, die zweihundert Pfund wiegen.“

„Und dann?“ fragte Therese neugierig.

„Weiter weiß ich nichts. Dann ist er wohl gestorben. Meine Mutter weint immer, wenn sie mir die Geschichte von meinem Vater so weit erzählt hat. Es sieht immer so schrecklich traurig aus, wenn große Leute weinen.“

„Aber du sollst nicht sterben, Papa“, sagte Therese bestimmt, „denn eine Witwe mag ich nicht sein. Mit Witwen will niemand etwas zu tun haben, und wenn sie nicht reich sind, müssen sie ausgehen zum Waschen und Reinmachen.“

Eine geraume Weile hockten sie noch plaudernd beieinander, dann „ging der Papa aufs Kontor“.

Am späten Nachmittage, als die Schatten der alten Büsche und hohen Bäume dunkler und geheimnisvoller wurden und die einst überjonten Rasenflächen in der stillen, sanften Pracht der leise verglimmenden Abendlichter noch einmal wie in altem Glanze aufleuchteten, kam Hermine mit ihrem Bräutigam zu Besuch. Diesmal betrogen sie sich vornehmer. Sie drückten auf den Knopf und ahmten den Ton einer elektrischen Klingel nach. Therese kam an die Etagentür und öffnete ihnen. „Da seid ihr ja!“ rief sie erfreut. „Und nun wollt ihr bei mir Kaffee trinken?“

„Ja, das wollen wir“, sagte Hermine. „Aber die Kinder mußt du hinaus schicken. Die dürfen nicht hören, was wir miteinander sprechen.“

„Die müssen doch auch Kaffee trinken, — meine Kinder?“ meinte Therese beleidigt.

„Nein, wenn die Tante mit ihrem Bräutigam kommt, dann müssen sie nur der Tante und dem Onkel Gutentag sagen, und wenn sie das getan haben, müssen sie in die Küche gehen.“

Das wurde in einem solch überzeugenden Tone gesagt, daß Therese, die sich in der besten Stube mit dem Aufdecken beschäftigte, nichts erwidern mochte.

„So, Klara und Mimi, nun sagt dem Onkel und der Tante Gutentag und dann geht in die Küche. Was wir uns erzählen, das dürft ihr nicht hören. Das ist nichts für Kinder.“

„Dann hab' ich aber gar keine Lust mehr, zu spielen“, antwortete Klara mißgestimmt. „Wir sollen auch immer die Kinder sein und in der Küche Kaffee trinken.“

„Nun seid artig!“ schalt Therese. „Wenn ihr nicht in die Küche geht, gib't's Schläge. Ich werd's dem Papa schon erzählen, wie ungezogen ihr gewesen seid. Paßt auf, ihr müßt ohne Abendbrot ins Bett.“

„Du sprichst ja gerade so, als wenn du unsere wirkliche Mutter bist. Unsere Mutter bist du noch lange nicht! Nun spielen wir erst recht nicht mehr mit, nicht Mimi? Komm, wir gehen nach Hause. Es wird auch schon dunkel.“

„Laßt sie mit uns Kaffee trinken“, bat Therese, „denn sonst verderben sie uns das ganze Spiel.“

Dann klingelte es plötzlich. Therese, die eifrigst beim Erzählen war, blickte sich um und sah Charlotte, ihren „vom Kontor heimkehrenden Mann“, hinter dem abend-dunklen Gebüsch stehen. Ihr bleiches Gesichtchen mit den großen Augen lugte durch das dichte Laubgewirr.

„Wer ist es?“ fragte Hermine, obwohl sie Charlotte sah. „Ich will an die Tür gehen“, antwortete Therese wichtig.

Nach einer kurzen Weile trat Therese mit Charlotten ein. Charlotte meinte, indem sie den Blick senkte und ein trauriges Gesicht machte:

„Siehst du wohl, jetzt hat mich der Kerl doch aus dem Geschäft weggebissen. Nun muß ich mir Hacken und Zehen nach einer neuen Stellung ablaufen. Nun sieh nur zu, daß du ein bißchen mitverdienst, ich muß nun dreizehn Monate bummeln. Und dann muß ich Streikbrecher spielen und Kleeasaatsäcke schleppen. Warum guckst du mich so ängstlich an?“

„Charlotte, wir wollen nicht mehr Mutter und Kind spielen!“ rief Therese ängstlich. Sie zitterte. „Du willst immer Streikbrecher sein und Kleeasaatsäcke schleppen, und dann willst du sterben. Charlotte, wir wollen am Abend nicht Sterben spielen.“

Bald trotteten die Kinder heim. Mimi und Klara gingen Hand in Hand voraus. Auf den weiten Rasenflächen der Abhänge schimmerte silbrig der Tau, und wie eine mahnende Stimme, die zu ihnen sprach, flüsterte der Wind durch die alten Bäume.

Als die Kinder, erhitzt wie sie waren, auf die breite Vorstadtstraße traten, wo es sehr belebt war und schon die Gaslaternen brannten, atmeten sie erleichtert auf. Und Therese bemerkte leise: „Haben wir nicht fein gespielt, Charlotte? Wollen wir morgen nachmittag wieder Mutter und Kind spielen?“

Charlotte nickte müde.

## Deutsche Städtebilder.

(Passau).

Von Karl Holm.

(Nachdruck verboten.)

Die Städte, die an der Grenze zweier Kulturstaaten liegen, haben meist ein eigenartiges und interessantes Gepräge. Sie übernehmen in der äußeren Gestaltung sowohl als im Wesen der Bevölkerung manches aus dem Nachbarstaat. Zweierlei Kulturen, wenn auch oft nahe verwandt, so doch in sich verschieden, machen sich da geltend, auch dort, wo die Sprache dieselbe ist und nur der Dialekt mehr oder weniger einen Wechsel zeigt. So hat denn auch Bayerns reizvolle Donaugrenzstadt Passau einen merklichen Anhauch von Osterreich. Man würde ihn selbst dann deutlich verspüren, begegnete man nicht überall den hohen Käppis und den flotten Uniformblusen der österreichischen Zollbeamten, Uniformen, die im Schnitt den Militärrocken der Donaumonarchie so sehr entsprechen und die der ganzen Erscheinung einen geschmiegelten Charakter verleihen. Die deutsche Uniform wirkt zweifellos männlicher, gefester.

Neben dem der Grenzstadt prägt sich sofort der Charakter der alten Bischofsresidenz aus. Die vielen Kirchen, der hochragende Dom, die Bischofspalaisbauten und geistlichen Gebäude aber machen das nicht allein. Es ist, als wehe der Geist der Geschichte, der Geschichte eines alten und mächtigen geistlichen Fürstentums durch die verwinkelten Straßen dieser Stadt auf der schmalen, felsigen Landzunge zwischen Donau und Inn, auf der sie sich malerisch zusammenpfercht. Eine Ausdehnungsfähigkeit ist ihr nur nach Osten gegönnt, wo Eisenbahn, Kasernen, Krankenhaus und industrielle Anlagen die Altstadt abschließen, dieser so ihr Gepräge gewährleisten.

Südlich umspült der Inn Passaus Mauern. Reißend, breit, ein ungestümer Gebirgssohn kommt er, das grüne Wasser von den Kalkpartikelchen seines Alpengeburtslandes grauweißlich durchfärbt, daher geschossen, um sich mit den grüneren Wellen der Donau zu vereinigen, die etwas gemächlicher in ihrem wesentlich schmälern Bette daherschießt. Der Inn sieht ganz so aus, als könne er zu Zeiten der Hochgebirgs-Schneeschmelze und nach Angewittern sehr ungemütlich werden. Überschwemmungsmarken reden von seinen Taten, und wer auf dem schönen, schmalen Promenadenpfad südlich der Stadt an ihm dahin wandert,

der sagt sich, daß ein Fehltritt an dem selbstamerweise von keinem Schutzgelande eingefassten Ufer leicht verhängnisvoll werden kann. Die wilden, eiskalten Wellen werfen den Hereingefallenen entweder an die Felsen des ins Wasser vorspringenden Festungsrundturmes, des „Scheibling“, der die Pflichten eines Wellenbrechers hat, oder sie treiben ihn den Donaunigen in die Arme, die mit den Wassergeistern des von links her aus dem bayerischen Walde kommenden dunkelgrünen Isflüßchens Allotria treiben. Und beim Anblick der „Innstadt“ jenseits des Inn, über den eine 200 Meter lange Brücke dorthin führt, kann man leicht dazu kommen, die Vorsicht zu vergessen, denn diese am Fuße eines stattlichen Hügels gelegene, von der Wallfahrtskirche Mariahilf mit ihrem Kloster gekrönte Vorstadt Passaus baut sich mit ihren Villen und Türmen und der ehrwürdigen, im 4. Jahrhundert n. Chr. begründeten Severinskirche sehr malerisch auf. Die Innstadt ist eigentlich die Mutterstadt Passaus, denn hier gründeten schon lange vor Christi Geburt die keltischen Bojer ihre Niederlassung Bojodorum.

Wenden wir uns nun am Ostende der spitzigen Passauer Landzunge donauaufwärts zurück, so grüßt uns vom linken Ufer des schwarzwaldgebornen Stroms von ihrem 427 Meter hohen Bergesrückern die ehemalige Passauer Zitadelle, die Festung Oberhaus mit ihrer trutzigen Südfront. Napoleon hat sie noch, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgegeben wurde, als Stützpunkt benutzt und verstärkt. Heute droht kein Geschütz mehr herab, denn die alte Feste dient nur noch als Militärgefängnis und als Internat für Offiziere und andere bessere Sünder, die mit Festungshaft bedacht wurden. Ihr zu Füßen liegt Niederhaus und jenseits der Is der auch sehr alte Passauer Vorort Isstadt.

Um der vollen Schönheit Passaus recht inne zu werden, ist es notwendig, die Stadt, die durch ihre Lage an drei Flüssen einen etwas umfänglichen Situationsplan hat, erst von einem der jenseitigen Ufer zu betrachten. So wandern wir denn über die Donaukettenbrücke und finden an der Straße, die dem waldigen, steilen Festungsberge abgerungen wurde, ein gemütliches Wirtshaus, auf dessen flachem Dach

uns vielfacher Genuß winkt, nämlich bayerisch Bier und bayerischer Leberkäse und ein hübsches, bayerisches Wirtstochterchen, dann unter uns die grüne Donau. Jenseits aber die wunderbar malerische, eigentliche Stadt, dies Gewir von Dächern, Giebeln und Türmen, das wie in einem tollen Formentanz zum krönenden Domhügel emporsteigt. Wichtig, stolz, behäbig lagert dort dies alte Gotteshaus, der Dom ad St. Stephanum, an Stelle einer schon vielleicht im 5. Jahrhundert n. Chr. gegründeten und öfter erneuerten Kirche Ende des 17. Jahrhunderts nach Plänen Caragos in einem reichen, aber nicht überladenen Barockstil erbaut. Heller Sonnenschein liegt auf dem mächtigen Dach, auf den beiden, in vier Etagen aufstrebenden Türmen und der weiten Kuppel. Die andern, zum Teil ebenso altehrwürdigen Kirchen schauen andächtig zu ihm empor. Das alte Rathaus mit seinem nadelspitz auslaufenden Turm an einem Platze am Fluß stattlich gelagert, ferner, ja nicht zu vergessen, etwelche am Kai liegende Bräuhäuser, sodann Zollgebäude und Lager-schuppen vervollständigen das Bild, eins der eindrucksvollsten Städtebilder, das ich vielgewandter Städte-schauer je gesehen. Wie ein phantastischer Traum liegt es da, pittoresk, wie nur eines. Die zwanzigtausend Einwohner machen keinen Spektakel, nur von ferne klingt, wie aus einer andern Welt, ein Lokomotivpfeiff in diese mittelalterlich anmutende Bischofs-herrlichkeit. Und die Donauwellen murmeln und erzählen von längst vergangenen Tagen, von den Bojern, von den Römern, die hier, in ihrer Provinz Noricum, ein Kastell erbauten, von dem Andrängen der germanischen Stämme bei der Völkerwanderung, von der Einführung des Christentums durch die Heiligen Severin, Maximilian und Valentin. Und weiter erzählen sie von der Eroberung der Gegend durch die Bajuwaren, von den agilofingischen Herzögen, die hier ihre Residenz aufschlugen, von der Errichtung des Bistums im 8. Jahrhundert, von der Nibelungenfahrt, wobei Krimhild von ihrem bischöflichen Onkel Pilgrim von Passau eingeholt wurde, wie im Nibelungenlied zu lesen steht:

Diu frowe mit ihr oehem<sup>7</sup>ze Pazzo<sup>7</sup>we reit.  
Es was den burgaeren darinn nit ze leit.

Und dann, als Otto III. im Jahre 999 alle öffentliche Gewalt den Bischöfen übertragen, da war der Grund zu dem souveränen geistlichen Staate Passau gelegt, der unter mancherlei Fährnissen mächtig emporblühte, bis die Säkularisation im Jahre 1803 der fürstbischöflichen Herrlichkeit ein Ende machte, worauf das Land zwei Jahre danach an Bayern fiel. Manche großgeschicht-

lichen Ereignisse sind mit der Historie der Stadt, die Hunnenschwärme sah und an der Kreuzfahrerheere vorüber-schiffen, verknüpft. So kam hier im Jahre 1552 der denkwürdige Vertrag zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten von Sachsen und den Anhängern der Augsburgischen Konfession zustande. Brände und kriegerische Nöte blieben natürlich auch nicht aus.

Ja, vieles könnten die alten Mauern dort drüben in dieser einzig-schönen Stadtsilhouette erzählen, und es ist nicht anders, als erblicke man dort ein runenbedecktes Blatt aus dem Buche Klios aufgeschlagen. Aber da ertönt eine Schiffsglocke und oberhalb, bei der festen Donaubrücke, wo schwarze und farbige Schiffswandungen den Landeplatz verraten, löst sich ein großer Dampfer und fährt, mit fröhlichen Menschen gefüllt, stromab und an mir vorüber ostwärts gen Linz und weiter durch die weinreiche Wachau mit ihren stolzen Klöstern, Schlössern und Ruinen nach der schönen österreichischen Kaiserstadt. Die Wirklichkeit ist wieder da; aber auch mit nüchternem Auge betrachtet erscheint dies Panorama drüben so schön, daß man sich fast ärgert, „der Wissenschaft halber“ zu einer Detailbesichtigung in die alten Straßen tauchen zu müssen. Doch der Dom mit seinen interessanten Kapellen und Grabmalern und mit seinen prunkreichen Schiffen und seinem reichen Domschatz will besucht sein, und der Paradeplatz vor ihm mit dem Denkmal des Königs Max I. und den geistlichen Gebäuden, den Domherrnhäusern und dem bischöflichen Seminar, und der Residenzplatz hinter ihm mit dem großartigen Brunnen und dem bischöflichen Palais, und einige alte Kirchen mit künstlerischen Schätzen, und das Rathaus mit seinen Historienbildern und herrlichen Portalen, und alte Häuser mit ihren Laubenhöfen, und so manches andere noch. Nicht umsonst ist in der Büchersammlung „Berühmte Kunststätten“ dieser doch verhältnismäßig kleinen Stadt ein stattlicher Bau mit 126 Abbildungen gewidmet. Ja, wo Bischöfe über tausend Jahre hausten, da ist die Kunst nie zu kurz gekommen, wenn auch in erster Linie natürlich die kirchliche Kunst.

Aber was bietet hier auch eine herrliche Natur: Wer von einer der stattlichen Höhen ringsum den Blick südwärts zu den Alpen und nordwärts in den bayerischen Wald schweifen läßt, oder nach West und Ost ins Donautal, der empfindet so recht, daß diese Stadt drunten gebettet liegt wie ein köstliches Juwel in reicher Fassung. Ich habe so viele Städte gesehen, daß ihre Bilder in meinem Gedächtnis durcheinanderwirren, aber das weiß ich, daß das Bild dieser bischöflichen Halbinselstadt in seinem wunderbaren Reiz stets in mir lebendig bleiben wird.

## Der Nachahmungstrieb

Eine psychologische Studie von Dr. med. van Troy.

(Nachdruck verboten.)

Wenn Aristoteles in seiner *Ars poetica* auf die Mimesis, die Nachahmung, als die Wurzel des dramatischen Schaffens hinweist, so ist damit wenig Charakteristisches für diesen Zweig seelischer Betätigung gesagt. Denn überall, wo wir das psychische Treiben der belebten Wesen zu untersuchen beginnen, finden wir eine Fülle von Erscheinungen, bei den höheren Tieren sowohl wie im Leben des einzelnen Menschen und in den Strömungen der Menge, die sich als wurzelnd in dem Triebe zur Nachahmung deuten lassen. An jedem Triebe hängt etwas Tierisches. Das populäre Beiwort ist durchaus charakteristisch. Es bezeichnet das, was man sonst als ein hemmungsloses Schalten und Hervordrängen von Strebungen unter Umgehung des Bewußtseins und seiner intellektuellen Funktionen, ja oft gegen deren Willen betrachtet. Dem Tiere fehlt ja die Vernunft, pflegt man wohl zu sagen. Triebe werden ihm aber von jeder Seite zugestanden.

Auch den Nachahmungstrieb findet man in der Tierwelt weit verbreitet, wahrscheinlich viel verbreiteter, als wir heute wissen. Aber die schönsten Beispiele, allen voran die Mimicry der Schmetterlinge, jene Anähnung eines lebenden Objektes in Farbe und Form bis zum Äußersten an ein Pflanzenblatt, bringen uns keinen Schritt weiter in der Erkenntnis der Bedingungen, unter denen Nachahmungstrieb betätigt werden, geschweige denn in der Erkenntnis ihres Wesens. Denn jede Hypothese, die wir darüber aufstellen, muß, da wir sie durch unser Denken gewinnen, von dem Wesen des Menschen abfärben. Allerdings zwingt uns eine Notwendigkeit im biologischen Denken dazu, eine steigende Entwicklung nicht nur des Körperlichen, sondern auch des seelischen Lebens anzunehmen. Damit stimmen denn auch unsere analogen Erfahrungen überein. Wir finden das Triebleben beim Tiere deutlicher ausgedrückt, in der menschlichen Psyche den Intellekt als die höhere Entwicklungsstufe, die Triebe zwar noch vor-

handen, aber doch im Dunkeln hausend und unterdrückt. — Es ist reizvoll, die Wege, die der universellste aller Triebe, der Nachahmungstrieb, sich bahnt und durch die er in Erscheinung tritt, zu verfolgen. Sowohl die, auf denen er, aus der Unterwelt hervorbrechend, gewaltsam das Individuum zwingt, sich ihm hinzugeben, als auch dort, wo er sich unauffällig einschleicht und unerkannt nun nicht mehr den Einzelnen, sondern auch die Masse meistert. Da das Tierleben keineswegs mit dem tierischen Bewußtsein in Verbindung ist, bekommt es seine Triebhandlungen auslösenden Reize von wo andersher, von der Gefühls-sphäre. Schon diese beurteilt die Außenwelt und ihre Erscheinungen nicht objektiv; sie ist in ihren Äußerungen nicht berechenbar. Bald überträgt sie einen bestimmten Ton, nur weil er noch von einem früheren Erlebnis nach-nachhallte, auf ein neues, obgleich gar keine Ursache dazu vorhanden ist, bald versucht sie es mit dem Kontrastgefühl. Die Anregungen, die von hier aus die inaktiven Triebe treffen, sind widerspruchsvoll. Es entstehen so psychologische „Antinomien“, indem ein Ereignis sich nicht logisch stets aus derselben Ursache ableitet, sondern aus zweien, die das gerade Gegenteil voneinander dar-

verschaffen imstande ist. Aber schon in das Phänomen der Mode spielen jene unauflösblichen Widersprüche hinein. Es werden Farbenzusammenstellungen gepflegt, die früher als scheußlich galten. Jemand eine Stimme mit Suggestivkraft beginnt für eine derartige Kombination Propaganda zu machen, und sofort sammeln sich Scharen von Anhäng-erinnen um sie, die das neue Muster wiederholen. Wir er-lebens ja heute noch mit: bald kleine Kapotthüte, bald Riesenzöpfe, gestern Schleppe, heute ganz kurze Röcke. Die Antithese wird in der Mode zum Ereignis. Ästhetische Momente können es doch nicht sein, die diesen jähen Wechsel veranlassen. Vielmehr liegt diesen Strömungen das rein Triebhafte zugrunde. Von der Nachahmung des Nicht-ansehensgefallenden zu der des Mißfallenden ist nicht mehr als ein Schritt. Vielleicht ist hier die Nachahmung ein Hilfs-mittel, sich der Unlust zu erwehren, indem man sich in das unlustterregende Objekt „einfühlt“ und es imitiert. So sieht man nicht gar zu selten Kinder die Gebrechen Kranker nachahmen, wobei allerdings sicherlich noch eine Freude an dem Nachahmen an sich vorhanden ist. Ein anderes beliebtes Objekt für solche Versuche der Kinder gibt bekanntlich das groteske Benehmen der Affen ab. Auch



Der lästige Maulkorb. Nach einem Bilde von Ad. Lins.

stellen. So wird nachgeahmt, nicht nur was gefällt, sondern auch das, was geradezu mißfällt, es wird nachgeahmt, was nur selten in Erscheinung tritt und das, was in steter Wiederholung dauernd vor Augen steht. Einige Beispiele mögen das erläutern: Kinder, bei denen sich der Nachahmungstrieb noch frei und unbekümmert meldet, suchen soviel, als ihnen nur möglich ist, von der Welt und deren Erscheinungen für ihre kleine Welt nachzuschaffen. Alle Erlebnisse, die von draußen kamen und das Kind selbst oder doch seinen Gesichtskreis betrafen, werden noch einmal lebendig gemacht. Am liebsten werden sie geradezu wiederholt. So entsteht das Spiel, in dem das Kind nachahmend und infolge seiner bescheidenen Mittel stilisierend verfährt. Es ist die Lust an den Dingen, die den Nachahmungstrieb weckt.

In mehr als einer Beziehung werden auch bei den Erwachsenen diese Triebe entfesselt, wenn sie von Lustgefühlen angeregt werden. Man kann es heute fortwährend mitansehen, wie eine aufkommende Kleidermode, ein neuer Schnitt, eine neue Farbe Begeisterung und Nachahmung auslöst. Daß das weibliche Geschlecht in diesem Falle den Vortritt vor dem männlichen hat, stimmt damit gut überein, daß bei ihm das Gefühlsmäßige sich mehr Geltung zu

lächerliche Eigenschaften einer Person sind ein gangbarer Stoff für Nachahmung. Hier ist der psychische Mechanismus ein anderer und komplizierter. Der Nachahmer schätzt den Nachgeahmten wegen seines Fehlers oder Lasters gering ein. Das verschafft ihm das Lustgefühl der Überlegenheit. Und er weiß sich dieses wertvolle Gut nur so zu bewahren, indem er selbst seinem Opfer „nachmacht“, um sich über dessen Handlungen immer wieder amüsieren zu können.

Der Nachahmungstrieb verbreitet sich mit der Gewalt einer Infektion. Das bekannteste Beispiel ist dafür die Ansteckungsgefahr, die von einem Veitstanzkranken ausgeht. Der Veitstanz ist eine nervöse Erkrankung, die sich in dem Auftreten tonischer (Starr-) und klonischer (Schüttel-) Krämpfe des Gesichtes und der Extremitäten äußert. Es entstehen dadurch die abenteuerlichsten Verrenkungen der Glieder und Verzerrungen des Gesichtes. Daß es epidemisch auftritt, weiß man schon seit dem Ausgange des Mittelalters. Kulturhistorisch haben diese Epidemien ein großes Interesse. Ist doch die in Deutschland im 15. Jahrhundert auftretende Tanzwut nicht viel anderes als ein Massenveitstanz. Ihre letzten Überreste treten noch in unserer Zeit in der Echternacher Springprozession zutage. Auch die Sage vom Rattenfänger von Hameln, der auf

einem Instrument spielend die Kinder tanzend aus der Stadt lockt, hängt wohl mit derartigen Ereignissen zusammen. Wie rasch der Veitstanz übertragen werden kann, lehren jene Beobachtungen, bei denen ein davon befallenes Individuum noch in krankem Zustande unter seine Altersgenossen — den größten Anteil daran hat das weibliche Geschlecht! — zurückkehrte, etwa in seine Schulklasse. In kürzester Zeit greift dann die Erkrankung auf eine große Zahl der Klassenangehörigen über. Man muß dabei annehmen, daß die Befallenen dazu schon vornherein von einer nervösen Schwäche und einer gesteigerten Suggestibilität disponiert sind. Eine derartig gesteigerte Empfindlichkeit ist das Kennzeichen für einen hysterischen oder, wie man neuerdings auch sagt, psychoneurotischen Charakter. Die Hysterische liebt ihrem Temperament nach die Wechsel des Spieles, sie ist bereit, sich kurz hintereinander in die verschiedensten Situationen hineinzuversetzen, ja geradezu hineinzuleben. Dies kann bei weiter vorgeschrittenen Stadien zu einer tiefen „Spaltung“, einer Verdoppelung der Persönlichkeit führen, dem sog. zweiten Gesicht, wobei dann gewöhnlich in einem dieser Zustände das Triebleben besonders ausgeprägt erscheint, und mit ihm die Betätigung des Nachahmungstriebes.

Aber es ist vielleicht noch interessanter, innerhalb der Grenzen des Normalen die triebhafte Einfühlung in eine fremde Persönlichkeit und deren Nachahmung zu verfolgen. Man nimmt dann nicht selten bei leicht labilen Individuen wahr, wie sich auf einmal in ihr Gebahren neue Züge einschleichen. Bisher nicht gebrauchte Ausdrucksmittel werden angewandt, die Färbung der Stimme verändert

sich, es wird mit besonderer Betonung gesprochen, so daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß hier eine fremde Persönlichkeit unbewußt wiederzugeben versucht wird.

Während der Einzelne meist nur unter pathologischen Bedingungen seinen Trieben derartig die Zügel schießen läßt, ist das Verhalten der Masse in diesem Punkte ein ganz anderes. Die Massenpsyche ist stets stark suggestibel und geneigt, das mit- und nachzuahmen, was ihr von der Stelle, auf die sich die Aufmerksamkeit der Menge konzentriert, direkt oder indirekt anbefohlen wird. Man hat darüber lehrreiche Versuche angestellt: Ein Experimentator trat vor eine Gesellschaft und beschäftigte sich zunächst durch eine Mitteilung; plötzlich klatschte er zwischendrin in die Hände, und eine große Zahl der Anwesenden folgte seinem Beispiele, fast automatisch, ohne zu wissen, warum sie es taten. Bekannt ist es auch, daß Gähnen ansteckt, und daß man eine ganze Gesellschaft zwingen kann mitzugähnen. Das Gleiche gilt vom Lachen. Man kann die Stärke dieser Triebe messen an dem Widerstand, den man aufbieten muß, um sie zu überwinden. Andere Äußerungen des Nachahmungstriebes der Menge sind so häufig, daß man sie gar nicht mehr bemerkt. Die jeder größeren Gemeinschaft eigentümlichen Ausdrucksbezeugungen, von denen sie sich von jeder anderen Klasse unterscheidet, der Gang, die Haltung, die Gesten, der Confall, sie entstehen ebenfalls durch Absehen oder Abhören, das unbewußt seit früher Kindheit vor sich geht. Indem so eine Einheit hergestellt wird, adelt sich der Nachahmungstrieb zu einem sozialen Instinkte.

## Der ewig Dankbare.

Von **Bermann Wagner.**

(Nachdruck verboten.)

„Iso“, so sagt der Arzt, „es ist der Blinddarm: wir müssen operieren.“

„Müssen?“ fragt entsetzt der ängstliche Patient.

— „Müssen!“ — „Es geht nicht anders?“ — „Nein.“ —

„Absolut nicht?“ — „Absolut nicht.“

Der Patient macht eine Pause, sieht wie anklagend zur Decke hinauf und holt tief Atem.

„Aber — wird es nicht wahnsinnig weh tun?“ fragt er dann. — „Es wird gar nicht weh tun.“ — „Wieso?“

— „Weil wir Sie betäuben.“ — „Aber nachher?“ — „Auch

nachher werden Sie keine nenenswerten Schmerzen haben.“

— „Bestimmt nicht?“ — „Bestimmt nicht.“ — „Wenn ich

aber doch welche hätte?“ — „Dann bekommen Sie Mor-

phium.“ — „Hilft das?“ — „Sofort.“

Der Patient sieht den Arzt, der eine unerschöpfliche Geduld hat, mißtrauisch an, sein Mißtrauen legt sich aber langsam, er holt wieder tief Atem und seine Stimme nimmt den Ton ergebungsvoller Resignation an.

„Wie lange werde ich in der Klinik verbleiben müssen?“

fragt er überwunden. — „Etwa zwei bis drei Wochen.“

— „Nicht länger?“ — „Kaum.“ — „Und ich werde

werde ganz gesund sein?“ — „Ja.“ — „Und es ist keine Ge-

fahr dabei, daß — daß ich — sterbe?“ — „Nicht die geringste.“

Der Patient springt bewegt auf, seine Augen leuchten,

er greift mit beiden Händen nach der Rechten des Arztes.

„Lieber Herr Doktor“, sagt er wie in Ekstase, „ich

werde es, wenn Sie mich gesund machen, Ihnen nie, nie

vergessen — und Sie können verlangen, was immer Sie

wollen — kein Preis ist mir zu hoch — ich — ich —“

Der Arzt lächelt und winkt gutmütig ab.

Nach der Operation.

Der Patient ist nach einigen Stunden aus der Nar-  
kose erwacht, hat von der Schwester zum ersten Male zu  
trinken bekommen und liegt nun matt, aber zufrieden und  
im Innersten tief glücklich da.

„Haben Sie Schmerzen?“ fragt die Schwester.

„Eigentlich nicht“, sagt der Patient.

„Eigentlich: was heißt das?“

„Hier“, der Patient zeigt nach der Gegend des Ver-  
bandes — „zieht es ein wenig.“

„Das läßt schon nach“, lächelt die Schwester.

„Bald?“

„In zwei bis drei Tagen.“

„Dann werde ich gar nichts mehr spüren?“

„Fast gar nichts.“

„Und mich bewegen dürfen?“

„O ja.“

„Und essen dürfen?“

„Das dürfen Sie schon morgen.“

„Wirklich?“ — Der Patient sieht die Schwester, die  
ihm zunickt, ungläubig an. — „Ach, das ist ja herrlich!“

Er schließt die Augen, denkt nach und senkt tief auf.

„Wenn ich bedenke, daß es hätte schlimmer werden

können“, sagt er mit einem leisen Schauer in der Stimme.

Die Schwester nickt.

„Daß ich hätte sterben können!“

Die Schwester nickt wieder.

„Wissen Sie, daß ich dem Herrn Doktor riesig dankbar

— grenzenlos dankbar bin?“

„Ach, ja“, sagt die Schwester.

Der Patient sieht die Schwester vorwurfsvoll an.

„Grenzenlos dankbar“, wiederholt er mit Betonung.

„Verdanke ich nicht ihm mein Leben?“

Die Schwester lächelt.

„Bedenken Sie doch, was das heißt: das Leben!“ beharrt

der Patient hartnäckig und hitzig. „Verstehen Sie das nicht?“

„Doch“, sagt die Schwester.

„Es ist eine Schmach, wie wenig ein Arzt im allge-

meinen gewürdigt wird“, fährt der Patient mit Erbitterung

fort. „Auf den Händen müßte man ihn tragen, verehren

müßte man ihn, auf den Knien müßte man vor ihm

liegen! . . . Und was tut man? Man bezahlt ihn! Mit

Geld! Als ob sich das, was er leistet, bezahlen ließe!“

Die Schwester lächelt.

Der Patient ist außer sich.

„Müht einem das Geld vielleicht etwas“, fragt er höhrend, „wenn man tot ist?“

„Ach, nein.“

„Nun, also?“

„Beruhigen Sie sich jetzt“, sagt die Schwester.

„Es verletzt mich, daß Sie mir nicht glauben!“

„Ich glaube Ihnen schon.“

„Daß Sie mich für undankbar halten!“

„Das tue ich nicht.“

„Ich müßte ja ein Schuft sein, wenn ich dem Herrn Doktor das, das vergessen könnte!“

„So, da haben Sie Ihre Suppe“, sagt die Schwester freundlich. „Warten Sie, ich werde Ihnen helfen.“

Zehn Tage später.

Der Patient läutet. Nach einer Minute läutet er nochmals. Nach einer weiteren halben Minute ein drittes Mal. Das Stubenmädchen kommt atemlos gestürzt.

„Anna, wo bleiben Sie denn?“ flagt der Patient. „Ich läute seit einer halben Stunde.“

„Ich bin sofort gelaufen“, sagt Anna, noch ganz außer Atem.

„Seit einer halben Stunde“, beharrt der Patient, „es ist ein Skandal!“

Anna zuckt die Achseln.

„Man könnte ja sterben, und niemand käme einem zu Hilfe“, wehklagt der Patient, „sehen Sie das nicht ein?“

Anna zuckt wieder die Achseln.

„Das ist keine Klinik“, fährt der Patient mit Hohn fort, „das ist ein verlottertes Hotel!“

Anna zuckt ein drittes Mal die Achseln.

„Wünscht der Herr etwas?“ fragt sie bescheiden.

„Zunächst wünsche ich, daß man sofort kommt, wenn ich läute!“

„Und dann?“

„Und dann wünsche ich den Arzt, ich will mich beklagen!“

„Der Herr Doktor ist nicht da“, sagt Anna.

„Natürlich! Ist der Herr Doktor überhaupt jemals da? Und was geschieht, wenn jetzt plötzlich jemand stirbt?“

Anna bleibt stumm.

„Sehen Sie, darauf haben Sie keine Antwort. Also gut, wenn der Doktor nicht da ist, dann holen Sie die Schwester.“

„Auch die Schwester ist leider nicht da.“

Der Patient reißt entsetzt Mund, Augen und Ohren auf.

„Was? Auch die Schwester ist nicht da?!“

„Nein, sie ist im Operationszimmer, der Herr Doktor operiert.“

Der Patient hat nur einen Blick tiefsten Hohnes.

„Das konnte ich mir ja denken. Wenn man die Leute einmal braucht, dann sind sie nicht da, dann müssen sie operieren! Was kümmern sie die Kranken — wenn die nur zahlen!“

„Hat der Herr vielleicht einen Wunsch?“ fragt Anna.

„Freilich habe ich einen Wunsch“, ruft der Patient empört. „Einen heftigen, einen dringenden Wunsch, ein Ultimatum zuzusagen!“

„Wir wollen ja gern alles tun . . .“

„Darum möchte ich auch bitten! Oder bin ich nicht Patient erster Klasse?“

„Gewiß.“

„Und zahle ich nicht pünktlich meine Verpflegung?“

„Gewiß.“

„Wie kann man sich also unterstehen, mir — mir —“

„Was?“ fragt Anna bestürzt.

„— mit die Suppe derart zu versalzen, daß — daß —“

Beim Abschied.

„Also, alles in allem, bester Herr Doktor; ich war zufrieden!“

„Das freut mich“, sagt der Arzt.

„Ich bin ja auch wieder gesund, was bei meiner zähen Natur ja gar nicht anders zu erwarten war.“

„Natürlich.“

„Ja, wenn einem die Natur nicht hülfte — nicht wahr, bester Herr Doktor?“

„Freilich.“

„Ich erkenne dabei voll an, daß Sie sich rechte Mühe gegeben haben!“

„Das freut mich.“

„Nur eins: die Rechnung ist etwas hoch.“

Der Arzt macht eine ungeduldige Gebärde.

„Geht's nicht billiger, lieber Herr Doktor?“

„Ich bedaure, ich lasse nicht handeln.“

„Also dann nicht“, sagt der Patient und zieht resigniert die Briestafche aus seinem Rock. „Aber das viele schöne Geld . . .“

Der Arzt lächelt.

## Im Felde.

Wie des gereizten Finkchens Federkleid vor Habichtstoch, sträubt sich das Ziegeldach des Gutshofs. Aus verborgenen Kratern speit die Schlacht darüberhin auf die Soldaten heulend die Todesjaat stinker Granaten und gießt auf Nanzigs Felder unser Blut, bis deutsche Springflut trutzig fortgespült, was sich am Höhenwald von fremder Brut mit Mörsern und Kanonen eingewühlt.

„Verfolat sie, Jäger! Haltet sie in Schach! Und auf dem Hof bezieht sogleich Quartier für den Etappendienst der sechste Zug und sorgt für Hafer!“ — Müd zog durch die nassen zerwühlten Wiesen unser kleiner Troß und fand das Haus von Herrn und Knecht verlassen, ein fröhlich Kind und abgehärmte Frauen, ein dürres Pferd, den Acker unbestellt und unter Spinnen den verstaubten Pflug.

Die Schlacht zog weiter. — Still zum Sternenzelt starrte am Haus ein deutscher Grenadier, die Seele vom Soldatenlied umspinnen, das fern im Bivak stieg aus Herzensbronnen: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht —“ Verhohlen durch Nebelschleier blickte auf die Brände des Lagers er. Wer atmete wohl heuer in seinem Heimatfeld den blauen Rauch

knisternder, schwelender Kartoffelfeuer? Wer säte dort? Wer ging durch starken Hauch der frischgebrochenen Scholle? Seine Hand brauchte den Pflug, wenn Schwert und Büchse schliefen. Und wie der Wandersmann aus kühlen Tiefen den Becher holt, so nimmt er Pflug und Aok des Fremden und durchfurcht verlassnes Land: „Du warst einst unser; deutsche Bauern wehten hier ihre Sichel; deutsche Krieger netzten noch heut mit ihrem Leben Deine Flur. Jeglicher Tropfen bleibe Dir verbunden, eng will ich ihn vermählen Deinen Schründen, urdeutschem Land! Und was auf Dir gedeiht, Weizen und Korn, soll von dem Blute reden, in jede Ahre soll sein Mahnen steigen an die Vergangenheit und soll nicht schweigen; der Enkel kam, zu enden Deine Fehden. Mit Deinem Herzblut trinke seinen Schwur: „er läßt Dich nicht!“ — Und rüttelt heut die Not des großen Kampfes ein verwaistes Kind: „Barbaren“ sehnen sich, ihm Korn zu bauen in Deinem Odem; Dir auch wird Dein Brot!“

Er blickt empor; über die Höhen schauen die ersten Sonnenspuren auf den Streiter — und ferner Donner murrte; die Schlacht zieht weiter.

Max Wittich.

## Der zweite Preis

Skizze aus dem Künstlerleben von **Annie Latt-Selsberg.**

(Nachdruck verboten.)

Er war kein Geschäftsmann. Er war ein echter Künstler. Wurde ihm ein Bau übertragen, so schuf er ein Kunstwerk. Die Vorübergehenden blieben stehen vor seinen Schöpfungen, da alles originell war, was er baute. Kein fester Stil, keine Schablonen, aber schön, interessant war alles, oft ein wenig ins Barocke hinüber spielend. Er hatte zahlreiche Gegner, besonders unter den Fachleuten, den steifen, am bestimmten Stil festhaltenden, über dessen Grenzen er mit Keckheit hinwegbalancierte.

Noch bei keinem seiner Bauten hatte er ein großes Geschäft gemacht. Oft kam er knapp auf seine Kosten und hatte für seine Arbeit, seine genialen Ideen nur die reine Künstlerfreude des Schaffens.

Ihn entschädigte dies vollkommen, er vergaß oft genug, für des Leibes Nothdurft zu sorgen.

Da er dies wußte, hatte er sich ein Weib genommen. Natürlich arm, aber hübsch, interessant.

Sie saß ihm jetzt gegenüber an dem großen Zeichentisch, über dem zwei Gasglühlichtflammen Tageshelle verbreiteten. Sie nähte an einem Kinderkleidchen auf ihrer Maschine.

Ein blonder, süßer Zweijähriger war beider Stolz und Entzücken.

Er schlief jetzt nebenan und lallte im Schlaf „Mama.“

Die beiden hielten inne in ihrer Arbeit, blickten sich frohlächelnd an und nickten sich zu.

„Bitte, höre mit der Maschine auf, das Geräusch macht mich nervös.“

„Wirst du noch lange zeichnen?“

„Möglich; geh' nur zu Bett, es ist gleich zwölf.“

„Schon, o Gott, wie rasch die Zeit vergangen. Wirst du morgen fertig?“

„Vielleicht heute. Wie gefällt's dir?“

„Wunderbar, du mußt diesmal den Sieg davon tragen. Eine schönere Kirche gibt es in der ganzen Welt nicht.“

„Eben darum wird sie nicht gebaut werden, paß auf, zu teuer. Aber schadet nichts, ich will ihnen zeigen, was ich kann und will. Der zweite Preis ist mir sicher, aber auch der erste, aber ohne Ausführung, da das Ding zu kostspielig wird.“

„Unpraktisch wie immer,“ seufzte die kleine Frau mit dem schmalen, blassen Gesichtchen, aus dem ein Paar unnatürlich große Blauaugen leuchteten. Sorgenvoll, mütterlich blickte sie zu dem großen Mann auf, der seine Gestalt reckte und dehnte, als er sich hob aus der gebückten Stellung über dem Zeichentisch.

„Hast du nicht eine Stärkung? Etwas Wein oder Kognat?“

Ein flüchtiges Rot färbte das bleiche Frauenantlitz.

„Nichts. Nur Kaffee, auch nur Kneippkaffee.“

„Br — aber es hilft nichts, meine Kehle ist trocken wie die Wüste Sahara.“

Nun zeichnete er wieder und sie ging in die Küche und bereitete den Kaffee auf dem Gasfocher.

Während das Wasser kochte, zog sie ihr Portemonnaie heraus und zählte.

Ein tiefer Seufzer begleitete ihr Tun.

„Und keinen Kredit mehr, und einen Monat dauert's bis zur Entscheidung —“

Jetzt braufte der Kaffee über und schleunigst griff sie hinzu und stellte das Gas ab.

Nun tranken sie Kaffee um Mitternacht. Er seelenvergnügt, und sie bekümmert, so recht hausmütterlich bekümmert.

„Der zweite Preis beträgt fünftausend Mark?“ fragte sie und berechnete im stillen.

„Jawohl, davon leben wir ein Jahr.“

„Aber die Schulden, wir haben doch Schulden, die müssen wir zuerst zahlen — morgen will ich zusammenrechnen, der Kredit ist erschöpft.“

„Dah, die Krämerseelen, ängstigen sich um ihre lumpigen Mark.“

„Bitte nicht so laut. Aber uns schläft der Rechnungsrat, er braucht doch nicht zu hören, daß wir Schulden haben.“

„Meinetwegen mag's die ganze Welt wissen. Die Zukunft ist meine große Schuldnerin, die soll mir mit Millionen zahlen. Ich habe Vertrauen in sie, paß' auf, Muß, sie hält Wort.“

„Wenn der Kaufmann nur noch pumpen wollte, bis du den zweiten Preis erhältst!“

„Arme Muß, richte dich ein, noch vier Wochen, und ich lege dir fünftausend Mark zu Füßen. Jetzt geh' schlafen, ich arbeite durch diese Nacht.“

Sie war wirklich müde und kauerte sich auf die Chaiselongue in der Zimmerecke und rechnete in ihrem müden Köpfchen die Schulden zusammen.

So schlimm war es garnicht, ein paar hundert Mark.

Nun nickte sie ein und schlief.

Er arbeitete unverdrossen, Stunde um Stunde.

Sie fröstelte im Schlaf und wachte auf.

„Du, ich träumte, du hättest wirklich den „Zweiten“ bekommen.“

„So, also richtig, nur den „Zweiten?“ brummte er.

„Ach, es war so schön, das viele Geld, alles in Gold, und ich zahlte, zahlte mit Lachen all die bösen Gläubiger, die neigten sich so höflich und waren tagenfreundlich und gratulierten — ich war so stolz und glücklich!“ —

„Kannst du auch?“

„Bin ich ja!“ lachte sie und griff ihn bei beiden Ohren.

„Nun aufhören, es ist drei Uhr!“

„Sieh', sieh', wie die Zeit vergeht — aber es hat geschafft heute, sieh', diese Ecke, diese Spitzbogen — was? Wie filigran? Und das Portal mit den vier Evangelisten — na, die Bildhauer, die würden sich freuen, wenn einer eine solche Kirche zu bauen bekäme.“

Er phantasierte noch eine Weile, bis ihm die Augen zufielen vor Müdigkeit, und murmelte noch im Schlaf allerlei von Türmen, Galerien und zwölf Säulen mit den zwölf Aposteln. —

Der Tag der Preisverteilung war gekommen.

Er trat siegesgewiß an der Seite seiner kleinen Frau in den großen Saal, in welchem die Entwürfe ausgestellt waren.

Dort hingen Lorbeerkränze.

Es gab fünf Preise. Drei hatte er schon mit flüchtigem Blick überschaut, aber der erste, der zweite Preis — wohl —

„Aha, da der erste. — Natürlich der Hofbaurat!“

„Der zweite — dort, dort!“

Erlassend standen beide vor dem Entwurf eines anderen.

„Und du nichts!“ stöhnte sie und hing sich schwer an seinen Arm.

Er biß sich die Lippen blutig. Sein großes, klares Künstlerauge irte von einem zu dem andern der preisgekrönten Werke. Er wußte, sein Werk überragte alle.

Jetzt legte sich eine Hand auf seinen Arm.

„Ich höre eben, ihr Entwurf hat das Motto: „Zukunft!““

„Jawohl, Herr Geheimrat,“ entgegnete er.

„Schade, hätte ich es geahnt. Sie wissen, wie wohl gesinnt ich Ihnen bin. Der zweite Preis — wir schwankten lange — zwischen dem Ihren und dem andern. — Hätten wir Ihnen einen kleinen Wink geben können — nicht zu ehrlich — zu ehrlich. Nun, ein ander Mal!“

Mit Händeschütteln ging er fort, einer der Mächtigen.

„Ein ander Mal,“ dachte er, und sie flüsterte leise: „O Gott — die Schulden, die Schulden!“